

Glaubwürdigkeit der Hauptzeugin zu überzeugen, so benötigten nun der Landgerichtsdirektor Dr. Oellrich und seine Kammer drei Verhandlungstage, um das Gegenteil herauszufinden.

Wiederum standen Richter und Staatsanwalt in einer Front, diesmal jedoch in umgekehrter Richtung. Die farbige Haut des Angeklagten und seiner Entlastungszeugen wurde nicht als Zeichen verminderter Glaubwürdigkeit gewertet, und Bärbel mußte die Wiederholung der angeblichen Vergewaltigungsszene in der Ersatz-„Isabella“ erleiden.

Als auch noch Bärbels Schulfreundin umfiel und ihrer ehemaligen Mitschülerin häufigen Umgang mit dunkelhäutigen Männern bescheinigte, kämpften Mutter und Tochter Safranek auf verlorenem Posten. Staatsanwalt Danker rechnete dem blonden „Kuß-Mädchen“ („Bild“) vor, es habe ihren Lehrer belogen, der Mutter fünf Monate die Schwangerschaft verschwiegen und dem Hausarzt zunächst vorgeschwindelt, es sei auf einer Party geschehen.

Danker: „Der Garagenversuch überzeugte mich vollends. Eine Vergewaltigung wäre bei Widerstand unmöglich gewesen.“

Das Gericht sprach den Studenten Bechir Lakdar am vergangenen Montag mangels Beweises auf Kosten der Staatskasse frei.

LUFTKRIEG

DRESDEN

Sodom in Sachsen

Sieben Tage und acht Nächte lang stand die Stadt in Flammen. Ihre Menschen wurden verbrannt, erschlagen, vergiftet. Die berstenden Mauern begruben 135 000 Tote, 75 000 mehr als in Hiroshima.

Es war, wie es Mose im 19. Kapitel seines Ersten Buches beschreibt: „Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen ... vom Himmel herab und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und ... was auf dem Lande gewachsen war.“

Das Sodom lag in Sachsen. Den Part des alttestamentlichen Jehova spielte die Royal Air Force (RAF). In der Nacht zum Aschermittwoch, am 14. Februar 1945, warf sie 2978 Tonnen Spreng- und Brandbomben auf Dresden.

Achtzehn Jahre nach dem Brand hat der britische Historiker und Journalist David Irving die „Anatomie dieser Tragödie“ vorgelegt. Irving — Spezialität: der alliierte Bombenkrieg gegen Hitlers Großdeutschland — durchforschte britische Militärarchive, die Protokolle des Unterhauses, die Memoiren der englischen Luftwaffen-Gewaltigen und fuhr schließlich nach Dresden.

Das Ergebnis seiner Ermittlungen: Die Zerstörung Dresdens war ein sinnloser Terrorakt. Eine militärische Notwendigkeit für den Angriff bestand nicht: Dresden war weder ein Verkehrsknotenpunkt für Truppenverschiebungen noch ein Industriezentrum, in dem etwa kriegswichtige Waffen oder Geräte hergestellt wurden*.

* David Irving: „The Destruction of Dresden“. William Kimber, London; 255 Seiten; 36 Shilling.



Dresden-Forscher Irving
In der Nacht zum Aschermittwoch...

Im Gegenteil: Die Deutschen waren von der Wertlosigkeit Dresdens als Bombenziel der RAF so überzeugt, daß sie auf alle Vorkehrungsmaßnahmen verzichteten hatten.

Der ohnehin geringe Schutz der Stadt durch Flak entfiel zum Zeitpunkt des Angriffs völlig, da die Kanonen zur Panzerbekämpfung an die Ostfront transportiert worden waren.

Das „jungfräuliche Ziel“ (Irving) war indessen überfüllt von Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten, die sich just Dresden als Ziel ihrer Flucht ausgesucht hatten, weil sie sich in Sachsens Hauptstadt vor Bombenangriffen der Alliierten sicher wähnten. Flüchtlinge — meist Frauen und Kinder, da die Männer bis zum Schluß in der ober-



... 2978 Tonnen Bomben. Dresden-Vernichter Harris

schlesischen Schwerindustrie arbeiten mußten — stellten denn auch das Hauptkontingent der Opfer.

Angesichts der katastrophalen Folgen des Angriffs für die Zivilbevölkerung bezeichnete der englische Historiker Sir Harold Nicolson die Zerstörung Dresdens als „ein Unternehmen, das unserer Geschichte nicht würdig war“. Und im links-liberalen „New Statesman“ schrieb der Labour-Abgeordnete Richard Crossman, während des Krieges stellvertretender Leiter der Abteilung „Psychologische Kriegführung“ im alliierten Hauptquartier: „Die Zerstörung Dresdens ... war ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Schuldigen hätten vor die Nürnberger Gerichte gestellt werden sollen, wenn dieses Gericht nicht zu einem Racheinstrument der Alliierten pervertiert wäre.“

Die Schuldigen freilich sind achtzehn Jahre später kaum noch auszumachen. Irving: „Die Schande liegt irgendwo in England.“ Mit anderen Worten: Auch ihm ist es nicht gelungen, die Schuldfrage einwandfrei zu klären.

Nach Kriegsende hatten sich der ehemalige britische Premierminister Sir Winston Churchill, sein Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair und der Oberbefehlshaber der Bomberkommandos Sir Arthur Harris sowie dessen Stellvertreter, Sir Robert Saundby, energisch gegen den Verdacht der Urhebererschaft des Angriffs auf Dresden gewehrt.

Sir Winston in seinen Memoiren: „Ich erklärte, daß die Bomber sich doch mehr auf militärische Ziele konzentrieren sollten.“

Sir Archibald ließ im Unterhaus erklären: „Wir verschwanden keine Zeit auf reine Terror-Angriffe.“

Sir Arthur („Bomber-Harris“) schweigt. Verbittert emigrierte der Luftwaffen-Veteran 1946 nach Südafrika. Die englische Regierung hatte ihn nicht in die offizielle Kriegsehrenliste aufgenommen. Sir Robert aber erinnert sich

in seinem Vorwort zu Irvings Buch: „Der Befehl kam aus dem Luftfahrtministerium.“

Tatsächlich gab es eher politische als militärische Gründe für die Bombardierung der sächsischen Hauptstadt. Sechs Wochen nachdem der deutsche Feldmarschall von Rundstedt in seiner Ardennen-Offensive die Westalliierten in Belgien zeitweilig zurückgedrängt hatte und wenige Tage vor Beginn der Jalta-Konferenz, auf der sich Stalin, Roosevelt und Churchill über die Aufteilung des Deutschen Reiches nach dessen Eroberung einigen wollten, war es der Roten Armee am 25. Januar 1945 gelungen, die Oder zu überqueren. Churchill fürchtete um die westliche Verhandlungsposition. Seinem Luft-

fahrtminister Sinclair gab er Order, die RAF solle demonstrativ eine deutsche Stadt nahe der Ostfront angreifen. Es müsse deutlich gemacht werden, daß die sowjetischen Erfolge auch der aktiven Waffenbruderschaft der Westalliierten zu danken seien.

Sir Archibald erwiderte: Die erfolgreichen RAF-Angriffe auf deutsche Brennstofflager sollten tunlichst nicht unterbrochen werden. Außerdem wies der Minister seinen Premier darauf hin, daß die englischen Flieger bei Angriffen auf ostdeutsche Städte mehrere hundert Kilometer feindliches Gebiet überfliegen müßten.

Gleichwohl wurde der Befehl nicht storniert. Am 12. Februar schließlich meldeten die Wetterfrösche der RAF, am folgenden Tag würden die atmosphärischen Bedingungen einen Angriff auf Dresden ermöglichen. In Moskau informierte der amerikanische Militärattaché, Generalmajor Hill, die Sowjets von der Absicht der Anglo-Amerikaner, die Güterbahnhöfe Dresdens zu bombardieren. Die Russen, zu deren Operationsgebiet Dresden gehörte, zeigten sich gleichgültig.

Mittlerweile hatte Luftwaffenchef Harris seine Angriffspläne fertiggestellt. Die Attacke sollte in drei Wel-

Sie erreichte Dresden am 13. Februar, abends um 10 Uhr 10 Minuten und 30 Sekunden. Sie überflog eine nicht gewarnte Stadt. Denn der deutsche Luftwarndienst war überzeugt, daß Dresden als Angriffsziel wertlos sei. Nur die Bevölkerung von Leipzig war gewarnt worden, als die Flugzeuge immer tiefer nach Deutschland einflogen.

Von einer deutschen Luftwaffe konnte zu diesem Zeitpunkt des Krieges schon keine Rede mehr sein. Ein bei Dresden stationierter Nachtjagdverband erhielt den Startbefehl viel zu spät. Während sich die deutschen Jäger vom Typ Me 110 in die Höhe der englischen Maschinen kurbelten, fielen bereits die ersten Bomben.

Alles verlief „mit grauenvoller Präzision“ (Irving). Der Zielbomber zum Kontrollflugzeug: „Die Bomben scheinen jetzt richtig zu fallen.“ Das Kontrollflugzeug zum Zielbomber: „Ja. Es sieht recht gut aus.“ Elf Minuten später, um 10.21 Uhr, funkten die Bomber ihren Heimatstationen: „Ziel erfolgreich angegriffen.“

Die zweite Welle — 529 Lancasters — erreichte Dresden um 1 Uhr 23 Minuten am 14. Februar. Für den Anflug benötigten die Maschinen keine Ortungsgeräte: Flammen wiesen ihnen bereits aus 70 Kilometer Entfernung den Weg.

Entsetzt beobachtete der Chefbomber den Feuersturm in der Stadt, den ein frischer Südwestwind noch begünstigte. Die Flammen behinderten freilich auch die Sicht auf das Zielgebiet. So steckte die zweite Gruppe ein zweites Zielgebiet ab. „Es war das erste Mal“, erinnert sich ein britischer Flieger, „daß mir die Deutschen leid taten.“ Und ein jüdischer Pilot fügte hinzu: „Ich fühlte zum erstenmal Mitleid mit der Bevölkerung.“

Sogar das britische Luftfahrtministerium war von dem Ausmaß der Zerstörung überrascht. Es erklärte in einem Kommuniqué, die Flammen seien nach dem zweiten Angriff über 300 Kilometer weit sichtbar gewesen. Die Engländer hatten über der Stadt 650 000 Brandbomben abgeworfen.

Am Morgen des 14. Februar folgte ein dritter Angriff, ausgeführt von der amerikanischen Luftwaffe. Mustang-Jäger schossen auf Flüchtlinge, die sich aus der brennenden Stadt zu retten suchten, auf Kraftwagen und sogar auf die ausgebrochenen Tiere des Dresdner Zirkus Sarrasani.

Freilich: Die Briten und Amerikaner wurden ihres Erfolges nicht froh. Was Zeitungen aus neutralen Ländern über die Wirkung der drei Angriffswellen berichteten, wurde in der englischen Presse nachgedruckt. Der Bischof von Chichester, Bell, und der Labour-Abgeordnete Stokes protestierten öffentlich.

Luftwaffenminister Sir Archibald Sinclair ging zum Gegenangriff über. Er ließ im Unterhaus auf eine Frage des Abgeordneten Stokes antworten: „Es ehrt das Ehrenwerte Mitglied dieses Hauses nicht, wenn es hierher kommt und uns einreden will, eine Menge Luftmarschälle und Piloten säßen irgendwo und überlegten, wie sie möglichst viele deutsche Frauen und Kinder töten können.“

Abermals wurde Dresden von den Westalliierten zum wichtigsten Ver-



Zerstörtes Dresden: „Es sieht recht gut aus“

Sir Winston tobte. Und Sir Archibald (Crossmann: „Er war nie für viel Zivilcourage bekannt“) erließ Order, sich mit den Amerikanern über eine Bombardierung des Flüchtlingszentrums Dresden abzustimmen.

Die Wetterbedingungen für den langen Flug über Feindesland waren freilich ungünstig. Erst nach Beendigung der Jalta-Konferenz am 11. Februar würde, wie die Meteorologen der Bomberkommandos voraussagten, ein Angriff auf Dresden möglich sein. Damit aber hatte der Angriff sein politisches Ziel verpaßt, die Russen in Jalta mit der Schlagkraft der alliierten Luftwaffe zu beeindrucken.

len ablaufen. Die Rettungsarbeiten nach dem ersten Angriff würden durch den zweiten unmöglich gemacht werden. Überdies würde die Zerstörung der Telefon- und Telegraphenleitungen Dresdens durch den ersten Angriff jeden Versuch, die Stadt vor dem zweiten Angriff zu warnen, vereiteln. Ein dritter Angriff durch die Amerikaner sollte schließlich das Chaos vervollständigen.

Um 17.30 Uhr am 13. Februar starteten die ersten Einheiten der Zielbomber, deren Aufgabe es war, die zu bombardierende Fläche durch Zielwürfe abzustecken. Eine halbe Stunde später erhob sich die erste Welle — 244 Bomber vom Typ Lancaster — in die Luft.

kehrsknotenpunkt, Industriezentrum und sogar zum Standort des deutschen Hauptquartiers befördert. Und ebenso rasch wurde die — falsche — Meldung verbreitet, der Angriff auf Dresden sei auf Bitten der Sowjets geflogen worden. Dabei hatte der Dresdner Bahnhof so wenig Schaden erlitten, daß drei Tage später der normale Verkehr wieder aufgenommen werden konnte.

Die deutsche Führung nutzte den Angriff in ihrer Weise. In deutschen Rundfunksendungen für Großbritannien zählte der amerikanisch-irische Kollaborateur William Joyce („Lord Haw-Haw“) die Kunstschatze auf, die in Dresden zerstört wurden.

Dagegen die englische BBC: „In Dresden gibt's kein Porzellan mehr.“

MANAGER

GENERATIONENSTREIT

Schmerz und Stolz

Bei den jüngsten Lohnauseinandersetzungen in der Metallindustrie kämpften Vater und Sohn in verschiedenen Lagern: Werner Thönnessen, 33, Pressechef der Industriegewerkschaft Metall, sieht seine Lebensaufgabe in der „gewerkschaftlichen Opposition gegen die herrschende Klasse“, die sein Vater Ferdinand Thönnessen, 61, in der Führungsspitze der Arbeitgeber mit repräsentiert.

Vater Thönnessen ist Vorstandsmitglied der „Pohlig-Heckel-Bleichert Vereinigte Maschinenfabriken AG“ in Rohrbach (Saar) und wirkt als Präsident der Vereinigung der Arbeitgeberverbände des Saarlandes sowie im Vorstand der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) für den ungehinderten Fortbestand der liberalen Wirtschaftsordnung, die sein Filius bekämpft.

Sohn Werner hat sich für diesen Kampf die richtige Position erwählt: Der Doktor der Philosophie sitzt im Frankfurter Hauptquartier der Industriegewerkschaft Metall Tür an Tür mit Otto Brenner, dem radikalsten westdeutschen Arbeiterführer. Er ist politischer Berater des Metaller-Chefs, der den Unternehmern nicht nur fortlaufend höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten abpreßt, sondern ihre Werke am liebsten noch in Gemeineigentum überführen möchte.

Während der letzten Lohnkämpfe in der Metallindustrie behaupteten Brenner und sein Pressechef Thönnessen, eine Erhöhung der Löhne um acht Prozent sei „berechtigt und wirtschaftlich vertretbar“. Vater Thönnessen, der Arbeitgeber, klagte hingegen nach dem Abschluß: „Selbst fünf Prozent sind zuviel. Wir können sie nicht verkraften. Schon heute führen, trotz knapper Kalkulation, nur sechs Prozent aller unserer Angebote zu Aufträgen.“

Erste Anzeichen dafür, daß der Unternehmer-Abkömmling aus der Art geschlagen war, zeigten sich schon, als sich der Gymnasiast der Kampagne des sogenannten Weltbürgers Nr. 1 Garry Davis anschloß. Das Medizinstudium in Paris und Mainz gab er auf, weil er zu er-



Gewerkschaftler Thönnessen jun., Brenner
Am Familientisch...

kennen glaubte, daß die Gesellschaft mit Kampf und Skalpell nicht zu kurieren sei. Außerdem hielt er nichts von seinen Mainzer Professoren, die „wie Militärärzte in einem Ton dozieren, der mich anwiderte“.

An der Seine hatte sich der katholische Student mit dem sozialreformerischen Bazillus infiziert: Er begeisterte sich für den modernen französischen Katholizismus, der die Arbeiterpriester hervorbrachte und die Anhäufung großer Vermögen in den Händen weniger Unternehmer beseitigen will. Beim anschließenden Studium im goldenen Mainz, wo er Regionalsprecher der Ka-



Arbeitgeber Thönnessen sen.
...endet der Klassenkampf

tholischen Deutschen Studenten-Einigung war, predigte er indes tauben Ohren. Thönnessen: „In die Sozialarbeit der deutschen Katholiken war nicht der revolutionäre Schwung der Franzosen zu bringen.“

Enttäuscht wechselte der Student aus dem christkatholischen Mainz ins sozialistische Frankfurt hinüber, wo er bei den extrem fortschrittlichen Professoren Adorno und Horkheimer die Lehren zeitgenössischer Philosophie, Soziologie und Psychologie aufzog. Folgerichtig trat er in die SPD ein und agierte als Frankfurter Spitzenfunktionär des Sozialistischen Deutschen Studentebunds (SDS).

Nach zehn Semestern promovierte er mit dem Thema „Die Frauenemanzipation in Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie“ zum Dr. phil. und widmete die Arbeit „in Dankbarkeit meinen lieben Eltern“.

Der mittlerweile mißtrauisch gewordene Vater versuchte, den politischen Tatendrang seines Sprosses zu neutralisieren und ihn aus der Linkskurve zu ziehen. Aber der Sohn war nicht gewillt, als Werkpsychologe beim Eschweiler Bergwerks-Verein oder beim Kölner Industriekonzern Felten & Guilleaume Carlsberg AG zu arbeiten, wo ihn der Vater empfohlen hatte.

Auch ein letzter Versuch des Seniors, seinen Sohn wenigstens bei der konservativ-reaktionären Meinungsfabrik der Unternehmer, dem Deutschen Industriemuseum in Köln, unterzubringen, schlug fehl. Thönnessen: „Vater war nicht sehr glücklich, daß er mir auf seiner Seite nichts Besseres bieten konnte.“

Bekannt aus Frankfurter Studientagen konnten Besseres bieten: Eine Volontärstelle in der Bücherei der Frankfurter IG-Metall-Zentrale. Dr. Thönnessen begann in der untersten Gehaltsetage (Monatsentgelt 550 Mark), stieg aber bald auf. Otto Brenner holte den Akademiker in sein Team, das den Gewerkschaftstag 1958 in Nürnberg vorbereitete. Werner Thönnessen: „Dabei stellte sich meine Brauchbarkeit heraus.“

Thönnessens Talent, politische Vorgänge zu zerlegen und gut formuliert zu komprimieren, beeindruckte den Metallarbeiterführer, der seine Laufbahn als Nietenwärmer begann. Brenner gab ihm einen Platz in seinem Sekretariat, wo Thönnessen hinter dem Historiker Dr. phil. Fritz Opel, einem Schüler des marxistischen Marburger Professors Abendroth, als zweiter Sekretär tätig ist. Arbeitsgebiete: Leitung der Pressestelle der IG Metall und Material sammeln für Entwürfe Brennerscher Reden und Artikel.

Viele der von-Thönnessen konzipierten Brenner-Reden befremdeten die Unternehmer wegen ihrer radikalen Thesen und unbeirrt marxistischen Tendenzen. Brenner verlangte die Verstaatlichung der Schlüsselindustrien sowie die Umverteilung des Volksvermögens und sprach sich gegen die Atombewaffnung aus. „Mein Vater“, so Werner Thönnessen, „betrachtet mein Tun mit einer Mischung von Schmerz und Stolz.“

Der Familienkreis der Thönnessens hingegen genießt den Status einer neutralisierten Zone. Vater Ferdinand: „Da sprechen wir nur über allgemeine Dinge.“